



Erneut ist der afrikanische **Viktoriabarsch** als ökologischer Alptraum ins Visier geraten. Dieses Mal durch einen Film. Aber diese Fischart richtet nicht so viel Schaden an, wie ihr Ruf suggeriert



Ein Szenenfoto aus dem Film „Darwins Alptraum“. Die Dokumentation lief in diesem Jahr in deutschen Kinos und wird nun auch in den USA gezeigt

FOTO: ARSENAL/CINETEXT

VON ROLAND BROCKMANN

Nachts, wenn die Fischer längst in ihren maroden Hütten hocken, zehnjährige Diebe draußen im Dunkel der Stadt mit Rasierklingen bewaffnet Passanten auflauern, verwaiste Kinder an Klebstoff schnüffeln und drinnen Mädchen im Schein der Diskokugel rhythmisch ihr Becken bewegen, hört man am Tresen der Bar „Rumors“ laute russische Stimmen.

Sie gehören Piloten aus der ehemaligen Sowjetunion, die in anderen Zeiten in Afghanistan dienten. Heute heben die russischen Veteranen mit ihren Iljuschin-Maschinen auf einer Landebahn im ostafrikanischen Mwanza ab, Tonnen mit Fisch im Bauch des Fliegers – frisch filetiert für den europäischen Markt. Und wenn es zu viele Tonnen sind, dann krachen die Maschinen schon mal in den Viktoriassee.

Die Geschichte dieses Fisches und dessen Auswirkungen auf das Leben am See erzählt der österreichische Filmemacher Hubert Sauper in seinem letzten Film „Darwins Alptraum“ – ausgezeichnet mit 18 internationalen Preisen. Es ist ein Drama um eine Spezies, die ursprünglich nicht zum See gehörte: den Viktoriabarsch, der eigentlich Nilbarsch hieß, bevor man in den sechziger Jahren einige Exemplare im Viktoriasee aussetzte und damit ein ökologisches Desaster von gar evolutionären Ausmaßen auslöste. Das Experiment ließ innerhalb von Jahrzehnten ein Gleichgewicht zerfallen, das über Jahrtausende gewachsen war. Von ehemals 500 Arten sollen 200 inzwischen verschwunden sein. Denn der gefräßige Fisch vermehrte sich schnell und mutierte im See schließlich gar zum Kannibalen. Ein riesiger Räuber und gleichzeitig schmackhaftes Exportprodukt, sauber zerlegt von schwarzen Menschen in weißen Kitteln – in Fabriken mit westlicher Hygienenorm, die teils mit Mitteln der EU als Entwicklungsprojekt gefördert werden.

Seit vielen Jahren haftet dem Viktoriabarsch bei Fischliebhabern die Aura des Frevels an. Denn nicht nur über seine Artgenossen soll er sich hergemacht haben, sondern auch über menschliche Lei-

chen, die während des Bürgerkriegs in Ruanda über Flüsse in den See trieben. Das wurde zwar nie wirklich nachgewiesen, zerstörte aber den Ruf des an sich hochwertigen, aber nicht unerschwinglichen Fisches. Der bewußte Konsument jedenfalls begann den Viktoriabarsch zu meiden. Saupers Film spielt zwar nicht auf die schaurige Leichenstory an, gibt den Vorbehalten des Verbrauchers aber neue Nahrung.

Der Filmemacher verwandelt die „seltsame Success-Story“ eines „erfolgreichen Tiers“ in eine Allegorie, die „die neue Weltordnung“ reflektierte. „Darwins Alptraum“ meint weniger die natürliche Auswahl im Viktoriasee als die zwischen Nord und Süd, den Kampf ums Überleben in einer globalen Welt. Der Hauptvorwurf besteht darin, daß in einer armen Gegend ein wertvoller Rohstoff entdeckt wird, die „Menschen im Umfeld des neuen Reichtums“ aber „elend zugrunde gehen“: Fischer, die beim Fischen ihr Leben riskieren, oder Arbeiter, die ihren Lohn zu den Prostituierten tragen und sich dabei Aids holen. Und während die Filetstücke per Luftfracht auch auf dem deutschen Tisch landen, ernähren sich die Menschen in Mwanza von den Fischresten, über die die Maden wandern. Der Fisch als perfekte Metapher für die Ungerechtigkeit der Welt, in der wenige vom Elend vieler profitieren. Soweit der Film.

Der Evolutionsökologe Ole See-

hausen von der Universität Bern und der Eidgenössischen Anstalt für Wasserforschung (EAWAG) hält die Darstellung der ökologischen Folgen des Fisches für nicht sehr zutreffend: Zwar seien etwa 200 „Typen“ der im Viktoriasee heimischen Buntbarsche wirklich aus dem See verschwunden. Das läge aber nur indirekt an dem Viktoriabarsch als vielmehr an der Nährstoffanreicherung durch den Bevölkerungsanstieg rund um den See, an Abholzung, Ansiedlung von Industrie und Intensivierung der Landwirtschaft, die der Viktoriabarschexplosion den Boden bereitet haben. „Und dieser Prozeß“, so Seehausen, „begannt bereits in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts.“ Also lange bevor der Fisch ausgesetzt wurde. Nur daß der Viktoriabarsch in nährstoffreichem Gewässer besser zurechtkommt als die Buntbarsche.

Tatsächlich ist sich Seehausen nicht einmal sicher, ob nicht auch heute ein Gleichgewicht im größten tropischen See der Welt herrscht. Natürlich mit weniger Artenvielfalt. Seehausen: „Der See ist nie wirklich gekippt.“ Mitte der achtziger Jahre ging man davon aus, daß fast zwei Drittel der Buntbarscharten ausgelöscht seien. Der Viktoriabarsch begann irgendwann, wahrscheinlich aus Mangel an Buntbarschen, sogar über seine eigenen Artgenossen herzufallen, und wurde schließlich durch die Fischereindustrie wiederum selbst überflüssig. Doch auch dies viel-

leicht nur eine Art „evolutionärer“ Prozeß. „Heute“, so Ole Seehausen, ist der Viktoriabarsch, der als Nilbarsch auch in einigen anderen afrikanischen Gewässern lebt, jedenfalls ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil des Sees.“ Es gibt eine Koexistenz und, seitdem der Viktoriabarsch stark befischt wird, sogar wieder einen Zuwachs an Buntbarscharten. Seehausen ist seit 1989 fast jedes Jahr am See und untersucht dort die Artenvielfalt. Er schätzt den Anstieg der Buntbarscharten im tiefen Wasser, wo 1989 nur eine Art gefunden wurde, auf etwa 30 Arten bis 2004.

Das kann mehrere Ursachen haben. Der Evolutionsbiologe Walter Salzburger von der Uni Konstanz, der die Artenentwicklung am Viktoriasee mit molekulargenetischen Methoden untersucht, hält es für möglich, daß viele Arten in den umliegenden Satellitenseen überlebt haben. Sie könnten, so Salzburger, etwa über den Umweg von Vogelschnäbeln, aus dem „Asyl“ zurück in den Viktoriasee gelangen. Buntbarsche sind Maulbrüter. Sie können bis zu 30 Nachkommen in ihrem Maul haben, selbst wenn die Mutter stirbt, bestehen also Chancen, daß die Jungen überleben und sich erneut im Viktoriasee fortpflanzen. Eine bislang allerdings noch nicht bewiesene These.

Die andere Variante ist, daß die aktuellen Bedingungen des Sees selbst einen Prozeß zur Bildung neuer Typen von Buntbarschen ermöglichen. Weil der See immer trüber wurde (von einst 6 bis 8 auf heute 2 bis 3 Meter Sicht), fallen zum Beispiel einige Fortpflanzungsbarrieren weg: So können etwa die Weibchen einiger Buntbarscharten die männlichen Buntbarsche nicht mehr an ihren farbigen Markierungen ausmachen. Die Folge: Hybridisierung. Die gilt zwar unter Biologen allgemein oft als negativ, weil sie zu einem Rückgang von Vielfalt führt. Sie kann aber auch die erfolgreiche Adaptierung von Umweltbedingungen und damit eine Wiederherstellung von Vielfalt bedeuten: „Aus der Durch-

mischung von Genen zweier Arten“, so Seehausen, „kann das genetische Rohmaterial für neue Arten mit eigenen Besonderheiten entstehen – eine neuartige Kombination mit speziellen Verhaltensweisen.“ Salzburger glaubt, daß eine Anpassung neuer Arten an die Präsenz des Viktoriabarsches wahrscheinlich ist.

Selbst der niederländische Biologe Tijs Goldschmidt ist vorsichtig, seit er einst warnte, daß die Buntbarsche aussterben und die Körper der Viktoriabarsche auf dem See treiben würden – was nie eintrat. Denn mit dem Sterben der Buntbarsche boomten plötzlich die Garnelen. Die kleinen Viktoriabarsche fraßen die Garnelen, und die größeren wurden zu Kannibalen. „Ein instabiles Gleichgewicht, das soweit aber funktioniert“, räumt Goldschmidt heute ein.

Das eigentliche Problem aber ist die Verschmutzung des Sees. Nur wenn sich auch Trübung und Klarheit in Balance halten, hat die Artenvielfalt eine Chance. Noch aber ist die Wasserqualität der Region viel zu trübe. Papyrusstümpfe, die sich entlang der Ufer als natürliche Nährstofffilter befanden, wurden ausgetrocknet, die Felder der Bauern dehnen sich bis ans Ufer aus. Abwässer gelangen ungeklärt in den See. Aber ist daran der Viktoriabarsch schuld?

„Früher“, so Walter Salzburger, „fingen viele Menschen kleine Fische, heute fangen wenige Menschen große Fische.“ In der Bilanz bliebe sich das gleich. Von „Darwins Alptraum“, wie der Film suggeriert, jedenfalls keine Spur: Seine Geschichte hätte er auch in Sierra Leone erzählen können, sagt Filmemacher Hubert Sauper selbst, „nur wäre der Fisch ein Diamant, in Honduras eine Banane

und in Angola, Nigeria oder im Irak schwarzes Öl.“

Der Viktoriabarsch als Metapher für ein „mörderisches System“ (Sauper), das als russische Luftbrücke den Globus umspannt und am Ende noch die Zuschauer einbindet, die als Konsumenten erst für die Nachfrage sorgen. Eine schöne Allegorie, aber leider nicht treffend. Denn die Fischindustrie, die der Film für das soziale Desaster verantwortlich macht, spielt in der Region um Mwanza nur eine untergeordnete Rolle. Die Stadt lebt vielmehr von der Goldindustrie; im nahegelegenen Geita etwa befindet sich eine der größten offenen Goldminen der Welt. Die Prostituierten, die der Film zeigt, werden weniger durch die russischen Piloten oder Arbeiter der Fischfabriken angelockt als viel-

mehr durch eben jene Goldminen. Die Aids-Rate in Geita ist wesentlich höher als die in Mwanza, das übrigens nach Darassalam und Arusha die am besten entwickelte Stadt in Tansania ist. Auch Ole Seehausen meint: „Einen Zusammenhang zwischen Prostitution und Viktoriabarsch herzustellen ist totaler Quatsch.“

Doch um die eigentlichen Umstände in der Region weiß der westliche Zuschauer natürlich nicht: Für ihn geht die durch Saupers fragwürdige Kausalität gewonnene Moralität auf – nie wieder Viktoriabarsch essen, um nicht selbst mitschuldig zu werden. „Jetzt auf den Konsum des Fisches zu verzichten“, so der Evolutionsökologe Seehausen, „wäre doch nur ein weiterer Todesstoß für die Region.“

Der drittgrößte See der Erde

Der Viktoriasee zwischen Kenia, Uganda und Tansania ist mit knapp 70 000 Quadratkilometern nach dem Kaspischen Meer und dem Oberen See (zwischen Kanada und den USA) der drittgrößte See der Erde.

Bereits auf antiken Weltkarten, ist ungefähr dort, wo er liegt, zumeist ein See eingezeichnet. Dennoch gehörte die ganze Region zu den weißen Flecken, die sich am längsten auf den Globen der Welt hielten.

Erst 1858 trat der britische Entdecker John Speke als erster Weißer Mann an die Ufer des Viktoriasees, der nach der damaligen englischen Königin benannt wurde. Speke, der damals auf der Suche nach dem verschollenen Afrikaforscher David

Livingstone war, erklärte den See zur Nilquelle – eine Sichtweise, die sich lange hielt, aber auch ebenso lange in Frage gestellt war. Der nächste westliche Forscher, der zu dem See vordrang, war 1875 Henry Morton Stanley (der vier Jahre zuvor Livingstone endlich gefunden hatte) auf seiner großen zweiten Expedition, bei der ihn 350 Afrikaner und einige Europäer begleiteten. Etwa 150 Einheimische und alle Weißen außer Stanley starben auf dieser Expedition – eine der mörderischsten in der neueren Entdeckungsgeschichte. Stanley konnte den See vollständig mit einem Schiff umrunden. Im ersten Weltkrieg standen sich am See mehrere Jahre lang die kaiserliche „Schutztruppe“ von Deutsch-Ostafrika und britische Kräfte in immer wieder aufflackernden Kämpfen gegenüber.

Seit 1954 ist der vom See aus nach Norden fließende Weiße Nil auf ugandischem Gebiet aufgestaut, so daß die Fläche des Sees seither künstlich vergrößert ist.

Ulli Kulke



„Wenn’s euch nicht gefällt, arbeitet doch woanders“

Arbeitnehmer werden kontrolliert, ob sie zu Hause rauchen. Übergewichtige verlieren ihren Arbeitsplatz. In den USA greifen **Arbeitgeber** weit ins **Privatleben** ihrer Angestellten ein

VON NINA REHFELD

Falscher Aufkleber am Auto? Sie sind gefeuert. Nach Feierabend eine gequalmt? Sie sind gefeuert. Das Bier der Konkurrenz im Kneipen-Glas? Sie sind gefeuert. Auf dem amerikanischen Arbeitsmarkt geht es teilweise zu wie in Donald Trumps Reality-Serie: Wessen Lebensstil oder Freizeitgewohnheiten dem Chef nicht passen, der fliegt. Das bekam die Raucherin Anita Epolito, Angestellte einer Versicherungsfirma in Michigan, ebenso zu spüren wie etwa Ross Hopkins, Mitarbeiter der Brauerei Budweiser in Colorado, der privat lieber Coors trinkt. Denn in den USA ist es längst nicht mehr allein jedermanns Bier, was er au-

ßerhalb des Arbeitsplatzes tut oder läßt. Immer mehr Arbeitgeber greifen weit in den Privatbereich ihrer Angestellten ein.

Wal-Mart, der Welt größter Einzelhandelskonzern mit inzwischen auch 91 Filialen in Deutschland, erhielt Anfang des Jahres von einem Wuppertaler Arbeitsgericht einen Dämpfer, als er verschiedene „Ethik-Richtlinien“ des Konzerns als Verstoß gegen das deutsche Arbeitsgesetz verwarf. Unter anderem verbietet das Regelwerk „romantische Beziehungen“ zwischen Mitarbeitern, die Einfluß auf die Position des anderen haben könnten, es unterwirft seine Mitarbeiter Drogentests und hält sie zum anonymen Verpetzen von Regelverstößen via firmeninterner Telefon-

Hotline an. Das deutsche Gericht sah diese und drei weitere Bestimmungen als Eingriffe in das Privatleben der Angestellten.

In den USA sind derlei Reglementierungen gang und gäbe, und so zog die Gerichtsentscheidung im Heimatland des Konzerns auch allerlei Häme auf sich. Auf der Blog-Seite der Ohio State University hieß es etwa: „Hier ist ein Tip für euch Idioten aus einem Land mit zwölf Prozent Arbeitslosigkeit: Wenn’s euch nicht gefällt, arbeitet doch woanders!“

In einem Land wie den USA, das sich seiner flexiblen und unrestrictiven Arbeitsgesetzgebung rühmt und in dem umfangreiche Regularien zur sozialen Kontrolle an der Tagesordnung sind, können viele

nicht verstehen, worüber man sich in Deutschland eigentlich aufregt. Mehr als die Hälfte aller amerikanischen Arbeitgeber überwachen jüngsten Umfragen zufolge die E-Mail-Korrespondenz ihrer Mitarbeiter, mindestens drei Prozent stellen keine Raucher mehr ein.

Bei Weyco, einer Versicherungsfirma aus Michigan, ist der Nikotinguß auch fern vom Arbeitsplatz ein Kündigungsgrund. Seit Jahresbeginn müssen sich die 200 Angestellten willkürlichen Nikotintests im firmeneigenen Labor unterziehen, wer positiv getestet wird, muß gehen. „Mein Ziel sind Angestellte, die mehr leisten und weniger kosten“, sagt Firmenchef Howard Weyers (71). Nach Angaben der American Lung Associati-

on sind Raucher öfter krank als Nichtraucher, sie verletzen sich häufiger und kosten eine Firma im Jahr durchschnittlich 1000 Dollar mehr. „Man hat mich gefragt, warum ich rauchende Angestellte nicht einfach zur Kasse bitte oder ihnen die Krankenversicherung streiche“, sagt Howard Weyers. „Aber ich will sie doch nicht bestrafen, ich will ihnen helfen.“

Vier Mitarbeiter, die sich nicht helfen lassen wollten, mußten bereits gehen. Anita Epolito, die 14 Jahre lang als Rezeptionistin bei Weyco arbeitete, klagte: „Ich sehe meine persönlichsten Rechte verletzt, wenn mich eine legale Freizeitbeschäftigung, der ich in meinen privaten vier Wänden nachgehe, den Job kosten kann.“ Doch

Howard Weyers sagt: „Für mich geht es hier nicht um Privatsphäre. Ich zwinge ja niemanden, bei mir zu arbeiten. Es kann jeder frei entscheiden, was ihm wichtiger ist.“

„Viele Amerikaner“, so der Arbeitsrechtler Jeremy Gruber vom National Workrights Institute in New Jersey, „sehen nicht, daß die freie Gesellschaft, auf die wir uns in unserer Verfassung berufen, am Arbeitsplatz nicht existiert.“ So findet es kaum jemand befremdlich, daß zahllose Firmen ihre Angestellten willkürlichen Drogentests unterziehen und zum Teil haarsträubenden Regeln unterwerfen. Die Minimarktkette Circle K beschäftigt keine Mitarbeiter, die eine Ordnungswidrigkeit begangen haben. Amerikas größtes Jeep-tour-

Unternehmen Pink Jeep schreibt seinen Tourfahrern in Arizona und Nevada Haar- und Kotelettenlänge exakt vor. Und für das Hotel „Borgata“ in Atlantic City gilt als Kündigungsgrund, wenn Kellnerinnen und Bardamen mehr als sieben Prozent ihres Körpergewichts zulegen. Wer mit 55 Kilo eingestellt wird und vier Kilo zunimmt, muß gehen.

Obwohl insgesamt 29 Bundesstaaten inzwischen über Raucherschutzgesetze verfügen, die es Arbeitgebern verbieten, Raucher zu diskriminieren, hält sich die Politik weitgehend aus den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern heraus. Unterm Strich, sagt Gruber, trauen die Amerikaner ihrer Gesellschaft eben nicht zu, über ihre Rechte zu wachen.